Nebraska Staats-Anzeiger und Herold.

J. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Nebr., 4. Nov. 1904 (Zweiter Theil.) Jahrgang 25 No. 10.

Dein Glück.

Jag' Dein Glück, das Du zu Haus
Dir in Treu' geschmiedet hast,
Nicht durch Unbedacht hinaus,
Halt es hoch wie einen Gast!
Darfst nicht schelten, mußt es fein
Voller Ehren halten lieb;
Böses Wort, auch noch so klein,
Manchen werthen Gast vertrieb.
Sieh,' es lacht in Freundlichkeit!
Freundlich gieb den Gruß zurück!
„Guten Morgen!" — „Alle Zeit
Guten Tag, mein junges Glück!"

Jus Overbeck.

Herbst ohne Sommer.

Novellette von Reinhold Ortmann.

Mit einem schweren Seufzer legte Dr. Clemens Immenhofen die Feder aus der Hand. Es ist umsonst — wie er auch grübelt und sinnt, die Arbeit will ihm heute nicht gedeihen; die Ideen, die ihm ehedem in so verschwenderischer Fülle zuströmten, daß er Mühe hatte, sich ihres Reichthums zu erwehren, sie stellten sich nicht ein. Er sieht auf die Uhr und ist erstaunt über die frühe Dunkelheit.

„Wie rasch doch der Herbst gekommen ist!" denkt er. „Ich bin des Sommers kaum gewahr geworden. Aber so schien mir's freilich noch in jedem Jahr."

Er steht auf, um nach der Lampe zu klingeln, aber er läßt die Hand wieder sinken. Ihm graut vor der Einsamkeit des langen Abends. Eine heiße Sehnsucht steigt in seinem Herzen auf, die Sehnsucht nach einem lieben menschlichen Wesen, das jetzt in der Dämmerung an seiner Seite säße, dessen Hand er in der seinigen hielte und mit dem er leise plauderte von seinem Schaffen, seinen Plänen. Es ist sonderbar, daß er viele Jahre lang nichts von solcher Sehnsucht empfunden und daß sie jetzt so inbrünstig, so übermächtig von ihm Besitz ergreift. Es ist ihm, als hätte er das was er sich da wünscht, noch vor kurzer Zeit besessen, als fühlte er noch den warmen Druck der schlanken weichen Finger, die sich so heimlich in seine Hand zu stehlen wußten, als hörte er noch den Klang der süßen Stimme, die das Entzücken so vieler Tausende gewesen.

Aber das alles ist ja in Wahrheit lange her, es liegt hinter ihm wie ein Traum. Im Frühling seines Lebens war es, da er sich daran ertreuen durfte. Und nun ist schon der Herbst gekommen, ohne daß er des Sommers so recht gewahr geworden wäre. Daß er verloren hat, was ihm heute so begehrenswerth erscheint, es war seine eigene Schuld, und er will es nicht einmal bereuen. Denn es konnte wohl nicht anders sein. Er hatte sein junges Weib für sich allein haben wollen. Sie sollte nichts als der schmiegsame Epheu sein, der sich in zärtlicher Umschlingung um den Stamm der starken, schirmenden Eiche rankt. Und sie hatte ihrenn eigenen Platz in der Sonne beansprucht. Das hatten sein Stolz und seine Eigenliebe nicht gelitten. Er hatte sie eines Tages vor die Wahl gestellt zwischen dem trauten, ehelichen Heim und dem schimmernden Concertsaal, zwischen der sorglich hegenden Liebe eines Mannes und den rauschenden Huldigungen der Menge. Er hatte gehofft, daß sie sich für seine Liebe entscheiden würde, aber er hatte kein Wort der Bitte verschwendet, als er sah, daß ihr Herz sich nach der anderen Seite neigte. Und nicht in flammendem Zorn waren sie auseinandergegangen, sondern kühl und ruhig, nach der Meinung der Welt als gute Freunde, die nicht einen Augenblick an gesetzliche Scheidung dachten. Hier und da im Laufe der Zeit hatte der Zufall sie zu flüchtiger Begegnung zusammengeführt, und keines hatte dem anderen ein Bedauern verrathen über den Entschluß dieser Trennung. Die gefeierte Concertsängerin schien für das Verlorene reichen Ersatz gefunden zu haben in der Bewunderung der Welt, und der stattliche kraftvolle Mann, dem leuchtende Frauenaugen folgten, wo er immer ging, stand in dem Rufe, seine Freiheit in vollen Zügen zu genießen.

Und nun sind volle fünf Jahre vergangen, seitdem Clemens Immenhofen seine Gattin nicht mehr gesehen.

Weil er die Leere seiner vier Wände nicht ertragen kann, rüstet er sich, auszugehen. Aus dem Spiegel schaut ihn ein ernster, müder Mann entgegen, dessen gelichtetes Haar sich an den Schläfen silbern gefärbt hat.

„Herbst!" murmelt er mit einem wehmüthigen Zucken der Mundwinkel. „Wie ist doch der Sommer eines Menschenlebens so kurz!"

Als er auf die Straße hinaustritt, bläst ihm rauh und ungeberdig der Oktobersturm entgegen. Welke Blätter wirbeln um ihn her, und sein Fuß tritt auf raschelndes Laub.

An der Schwelle der Weinstube, wo er sicher diesen oder jenen seiner sogenannten guten Freunde antreffen würde, macht er wieder Kehrt. Nein, nur das nicht! Nur kein leeres Geschwätz und keine seichten Wirthshauswitze. Sie würden ihm das Gefühl seiner Einsamkeit nur noch schmerzlicher machen. Der Zufall führte ihn an dem erleuchteten Portal des vornehmsten Concerthauses vorüber, und ohne zu wissen, was ihn drinnen erwartet, tritt er ein.

Das Concert hat schon begonnen; aber der Kassirer ist noch in seinem Verschlage, und Immenhofen muß einen Logenplatz dicht an der Orchesterestrade nehmen, da sonst alles ausverkauft ist. Ein Jüngling mit einer Löwenmähne setzt sich eben an den Flügel, als er eintritt. Er spielt gut; aber die Musik wirkte auf Immenhofen heute nicht als eine wohlthuende Zerstreuung. Selbst in der Einsamkeit seiner Behausung ist er sich nicht so allein vorgekommen wie hier inmitten der vielen Hunderte von Menschen.

Er blickt umher, und er glaubt wahrzunehmen, daß alle diese Hunderte dem Jünoling mit der Löwenmähne nur sehr geringe Aufmerksamkeit schenken, daß sie zerstreut und unruhig sind wie Leute, die auf etwas Anderes, Interessanteres warten. Und während der kurzen Pause, die auf den Klaviervortrag folgt, hörte er seine Umgebung von diesem Anderen sprechen. Es ist von einer offenbar sehr berühmten und beliebten Künstlerin die Rede, die heute zum letzten Mal auftreten, sich für immer vom Publikum verabschieden will. Man bedauert ihren Entschluß, den alle Welt für verfrüht hält, und man ist jedenfalls gesonnen, ihr das Scheiden schwer zu machen. Clemens Immenhofen hört nur mit halbem Ohr auf das Gerede, plötzlich aber fährt er zusammen, als ob Jemand ihm einen Schlag versetzt hätte. Denn jetzt hört er von irgend woher den Namen, den er wahrlich gut genug kennt: denn es ist der Mädchenname seiner Frau. Er will aufspringen, um zu entfliehen. Aber es ist zu spät. Von stürmischem Beifall begrüßt, schreitet die Sängerin langsam bis an den vorderen Rand der Estrade vor. Kaum sechs Schritte ist sie von dem Platze ihres Mannes entfernt, und eine unwiderstehliche Macht zwingt ihn, sie unverwandt anzusehen. Es liegt wie ein Hauch von Schwermuth über ihrem Gesicht, und es sind ein paar müde Linien darin, die gleich den feinen Fältchen an den Augenbrauen verrathen, daß die Tage der Blüthe vorüber sind.

„Haben auch für dich schon die Stürme des Herbstes begonnen?" denkt Clemens Immenhofen. Aber er denkt es mit innigem Bedauern, mit einem Gefühl wehmüthigen Mitleids.

Elisabeth hat ihn wohl nicht bemerkt, denn ihre Augen sind starr geradeaus gerichtet, und er weiß, daß sie von ihrer Umgebung überhaupt nichts mehr sieht und hört, sobald sie zu singen begonnen hat. Andächtiger und hingebender als heute aber hat sie gewiß noch niemals gesungen. Und der enthusiastische Beifall des Publikums ist vollauf verdient, wenn auch ihre Stimme den holden Schmelz der Jugend eingebüßt hat, und wenn auch hier und da nur noch die meisterliche Kunst des Vortrages darüber hinwegtäuschen kann, daß es die Reste einstiger Herrlichkeit sind, die das Ohr der Hörer erfreuen.

Während sie wieder und wieder auf der Rampe erscheinen muß, um sich dankend zu verneigen, hört Clemens Immenhofen hinter sich Jemanden sagen:

„Vielleicht hat sie gerade den richtigen Zeitpunkt für ihren Abgang gewählt. Ihre Erscheinung wie ihr Gesang mutken doch schon ein bischen herbstlich an."

Es geht ihm wie ein Stich durch's Herz, und während er bis dahin keine Hand gerührt hat, fängt er nun plötzlich an, wüthend zu applaudiren. Und im nachsten Moment wendet ihm die Sängerin zum ersten Mal ihr Antlitz zu. Ein kleines, mehr schmerzliches als beglücktes Lächeln huscht flüchtig darüber hin. Und dann setzt sie sich zur freudigen Ueberraschung des Publikums an den Flügel, um zu ihrer eigenen Begleitung, gleichsam als Dank und als letzten Abschiedsgruß ein ganz schlichtes, kleines Lied zu singen:

„Die Haide ist braun, einst blühte sie roth,
Die Birke ist kahl, grün war einst ihr Kleid.
Einst ging ich zu Zwei'n, jetzt geh' ich allein,
Weh über den Herbst und die grambolle Zeit!"

Athemlos lauscht das Auditorium der ergreifenden Klage. Keinem aber schneidet sie so tief in die Seele wie dem bleichen Manne vorn in der ersten Loge, der eine Thräne in seinen Augen brennen fühlt, als es ihm wie in todestraurigem Vorwurf an das Ohr klingt:

„Die Welt ist so öd', sie war einst so schön;
Ich war einst so reich, jetzt bin ich voll Noth,
Einst ging ich zu Zwei'n, jetzt geh' ich allein —
Mein Lieb ist falsch, o wäre ich todt! —"

Neue Beifallsstürme durchbrausen den Saal: dann, da die Sängerin endlich den Hervorrufen nicht mehr Folge leistet, wird es allmählich still.

Der bleiche Herr geht langsam hinaus, als schleppe er eine schwere, unsichtbare Kette hinter sich her. Das Concert ist noch nicht zu Ende, und er ist der Einzige, der schon jetzt in das Vestibül hinaustritt. Eine unangenehme, feuchtkalte Luft schlägt ihm von draußen entgegen, und prasselnd klatscht der Regen gegen die Scheiben der Glasthüren. Er zögert, sich in den Herbststurm hinauszuwagen; da raschelt es neben ihm von seidenen Frauengewändern und eine wohlbekannte, weiche Stimme schlägt an sein Ohr:

„Wenn du keinen Wagen hier hast, Clemens, darf ich dich vielleicht in dem meinigen nach Haus bringen? Du kannst dich doch nicht diesem abscheulichen Wetter aussetzen."

Er hat hastig seinen Hut gezogen und stottert ein paar Worte, die wohl eigentlich eine dankende Ablehnung sein sollen. Aber seine Handlungen sind nicht in Uebereinstimmung mit seinen Worten, denn in der nächsten Minute ist er der schlanken Frauengestalt beim Einsteigen behilflich, und ein paar Sekunden später sitzt er wirklich neben ihr im Wagen, stumm und befangen wie ein Jüngling, der zum ersten Mal allein ist mit der Königin seines Herzens. Elisabeth ist es, die zuerst das Schweigen bricht.

„Ich freue mich, daß ich Gelegenheit finde, dir für dein Erscheinen bei meinem Abschiedskonzert zu danken," sagte sie freundlich. „Ich hatte mir's so gewünscht, aber ich wagte kaum darauf zu hoffen."

Er fühlt, wie ihm das Blut in die Wangen steigt, denn er hat ja ihren Dank nicht verdient. Für eine geraume Weile vernehmen sie beide nichts weiter als das Prasseln des vom Winde gegen die Wagenfenster gepeitschten Regens. Immer deutlicher aber spürt Clemens Immenhofen den wohlbekannten, feinen Duft, der sie umgiebt und den er einst so sehr geliebt hat. Und mit einem Mal überkommt ihn wieder das heiße, inbrünstige Sehnen wie vorhin, das Verlangen, eine warme, weiche Hand in der seinigen zu halten und ein zärtlich angeschmiegtes Köpfchen an seiner Schulter zu fühlen. Ein Grauen erfaßt ihn bei der Vorstellung, daß nach wenig Minuten der Wagen vor seinem Hause halten und daß er mit einem kalten Lebewohl von seinem Weibe Abschied nehmen wird, um sie vielleicht niemals wiederzusehen. Denn den Stürmen des Herbstes folgt der Winter nur allzu schnell! Er hat nicht den Muth, ein Wort zu sprechen, und er erschrickt, als seine Finger die Berührung von etwas Warmem und Lebendigem fühlen. Hastig will er den Arm zurückziehen und eine Entschuldigung murmeln. Aber es rinnt in diesem Moment wie ein Glythstrom durch seine Adern, und heiß strömt ihm alles Blut zum Herzen, denn er fühlt, daß sich schlanke, weiche Finger sacht in seine Hand gestohlen haben, und leise, wie in scheuer, zärtlicher Bitte, klingt es an sein Ohr:

„Mein lieber Clemens!" — —

Als der Wagen vor seinem Hause hält, ruht die noch immer mädchenhaft schlanke Gestalt der Sängerin in seinen Armen. Und auf seinen Armen würde er sie in das Haus tragen, wenn sie ihm nicht freundlich wehrte.

„Was sollte man von uns denken —" flüstert sie ihm schelmisch zu — „von uns alten Leuten!"

Dabei sehen sie sich in die Augen und lächeln sich selig zu. Denn nun sieht es sie nicht mehr an, daß es Herbst geworden ist in ihrem Leben und daß der Winter vor der Thür steh. In ihrem Herzen ist ein neuer Frühling erblüht, und in der Gewißheit, daß er köstlicher sein wird als der erste, sonnige Lenz ihrer Liebe überschreiten sie Seite an Seite die Schwelle ihres gemeinsamen Heims.

Was man kann.

Humoreske von Freiherrn Felix v. Stenglin.

Mein alter Freund, der Major, erzählt: Man kann alles, sagen die Leute, und es liegt etwas Wahrhaftiges darin; jedenfalls kann man mehr, als man gewöhnlich denkt. Der Mensch, dies wunderbar organisirte Wesen, scheint sich mit seinen Handlungen und Erfolgen manchmal außerhalb der Natur zu stellen, so seltsame Dinge vollbringt er.

Ich hatte Dudansky nach der Stadt geschickt — Dudäckchen nannten die Kinder den alten Kerl — eine treue Seele und sehr brauchbar, sobald er nicht soff. Dudansky sollte also einkaufen und vor allem den Arzt holen, denn unsere jüngere Hausfee Klara lag bei ihrer Mutter im Dorf an Diphtheritis. Die Klara war sonst ein derbes Mädchen, konnte viel aushalten, aber diesmal hatte es sie doch gepackt. Wenn sie nicht so krank gewesen wäre, hätte sie sich vielleicht gefreut, für einige Zeit aus unserem Hause zu kommen, nicht unseretwegen — wir thaten ihr nichts — aber wegen ihrer Collegin, der langen Wilhelmine, die zwanzig Jahre älter als Klara und unheilbar dem Laster der Eifersucht ergeben war. Sie wünschte, Wilma genannt zu werden, wodurch sie jedoch in ihrer äußeren Erscheinung nicht gewann, und das mußte die rothbäckige Klara entgelten. Wilma war nicht allein eifersüchtig auf jedes Wort, das ein Mannsbild an Klara richtete, sondern auch auf freundliche Behandlung von Seiten der Herrschaft, auf Klaras Lustigkeit, schließlich auch auf die feinen Momente, die Klara ohne Zweifel hatte, zum Beispiel, wenn sie sich gewählt zu sprechen bemühte, was sich besonders darin äußerte, daß sie das ei wie eu aussprach, — so sagte sie „weuß nicht", „neun" und „meune Meunung", — und wenn sie die abenteuerliche Geschichte ihrer Herkunft berührte. Darin blieb zwar manches unklar; soviel war sicher, daß die Mutter allein in einem Häuschen des Dorfes lebte, und daß Niemand sich entsann, den Vater gesehen zu haben. Um diesen Vater wob sich das Geheimniß; nach Klara's Andeutungen war er ein sehr vornehmer Mann gewesen, manche sprachen von einem Studenten, manche von einem Obersteuerkontrolleur. Diese Dinge blieben unaufgeklärt, und Klara schien sogar Vergnügen daran zu empfinden, das Geheimniß dauernd aufrecht zu erhalten, da hierin nach ihrem Gefühl jedenfalls die Hauptanziehungskraft ihrer Persönlichkeit lag. Freilich, sie mußte für alle ihre Vorzüge leiden, und — wie gesagt — sie hätte sich für einige Zeit außer dem Bereich ihrer langen, dürren Collegin ganz wohl gefühlt, wenn nicht die böse Halsgeschichte gewesen wäre.

„Na, wie ist es!" sag' ich zu Dudansky, als er zurückkommt, und ich ihn mit seinem Wagen unten im Hof treffe.

In aller Gemüthsruhe kramt er die verschiedenen Dinge aus, die meine Frau und ich ihn hatten besorgen lassen. Seine Gemüthsruhe war ja Gold werth, aber sie war auch geeignet, einen Menschen im gegebenen Moment zur Verzweiflung zu bringen. Einmal fuhr er mich Nachts gegen einen Prellstein, die Deichsel brach, die Pferde waren verschunden, und die Eingeweide drehten sich mir im Leibe.

Er stieg ab, ging um den Wagen herum, band die Deichsel mit einem Strick zusammen, stieg wieder auf und sagte: „Et hett nix geschoadt."

„Ist der Doktor mitgekommen? Wie sieht's aus mit der Klara?" frag' ich. Er will etwas sagen, kommt aber nicht recht damit heraus, während er im Stroh nach den Sachen kramt und mir eins nach dem anderen hinreicht — es waren nur Kleinigkeiten, die ich selbst ins Haus tragen konnte. — — Ich ahne das Schlimmste.

„Ist sie todt?" brüll' ich ihn an.

Es hätt' mir leid gethan um das derbe, tüchtige Mädchen.

„Nee, noch nich, antwortete er.

„Und der Doktor?"

„Dei künn nich kamen, hei müßt' tau en Doden, äwer hei kümmt nah und hett Medezin mitschickt . . . Ick heww se aufgewen . . . Dat steiht siehr slecht."

Nun, wir hatten gethan, was wir konnten.

„So, dat is dat letzt," sagt Dudansky und reicht mir eine Flasche mit dunkler Flüssigkeit und einem Zettel daran, wie ihn die Medizinflaschen haben.

„Was ist denn das?"

Dudansky sieht zweifelnd auf die Flasche in meiner Hand. Plierig schielen seine Augen über das Roth der Nase hinweg.

„Du hast also die Medizin doch nicht abgegeben! Denn das ist sie natürlich —"

„I heww sei afgewen!" entgegnet er mit einigem Unwillen, der sich leicht bei ihm einstellte, wenn man ihm widersprechen zu müssen glaubte. „Twee Flaschen heww ick hadd, und ein' heww ick afgewen."

„Kerl!" ruf ich da und seh' ihn groß an. „Du hast doch nicht meine Flasche mit der Tinte bei der Klara gelassen? Die Flasche sah ganz ähnlich aus wie diese. Das Mädchen hat also noch immer keine Medizin, und ehe der Doktor kommt, ist sie gestorben."

Dudansky mußte sich also schleunig ins Dorf begeben, die Medizin hinbringen und mir meine Tinte holen. Nach zehn Minuten war er wieder zurück, die richtige Flasche in der Hand.

„Ethett nix geschoadt," sagt er und reicht mir die Tinte hin. „Ich sehe, daß ein guter Eßlöffel daraus fehlt.

„Aber Dudansky! Sie hat doch nicht Tinte gesoffen?" frag' ich entsetzt.

„Et hett nix geschoadt," sagt er nochmals und glaubt, mich damit vollkommen beruhigt zu haben.

Ich fühlte einen Mord auf meinem Gewissen, drehte mich um und ging in's Haus, um meiner Frau die Sache zu erzählen.

„Wir müssen gleich hin!" sagt sie aufgeregt.

„Laß nur!" antwort' ich. „Der ist ja doch nicht mehr zu helfen." Und ich schiele scheu zum Fenster hinaus, da ich jeden Augenblick die schreiende Mutter zu erblicken erwarte. Dann hob ich die Flasche hoch. Mir schien jetzt, als ob gut zwei Eßlöffel fehlten. Sie mußte geliefert sein, wenn sie das wirklich genommen hatte. Ein Jagdhund, den nichtsnutzige Jungen Tinte in den Rachen gegossen hatten, war unter schrecklichen Zuckungen krepirt. Das arme Mädchen! Gewiß wand sie sich in diesen Augenblicken vor entsetzlichen Schmerzen auf ihrem Lager.

„Sie werden schon zeitig genug kommen," sagte ich zu meiner Frau. „Die Flaschen waren sich zum Verwechseln ähnlich, ich würde also eine Anklage wegen fahrlässiger Tödtung zu gewärtigen haben, falls —"

Meine Frau packte mich am Arm.

„Aber Du konntest ja garnicht vorher wissen, daß der Doktor eine solche Flasche Medizin schicken würde —"

„Also muß der arme Dudansky dran glauben. Die Einzige, die froh sein wird, ist Wilma."

Allerhand schlimme Gedanken gingen mir durch den Kopf; endlich konnt' ich es nicht mehr aushalten und begab mich in's Dorf.

Klaras Mutter stand vor der Thür.

Es ist also schon das Ende eingetreten, dent' ich, denn sonst würde sie nicht vor der Thür stehen.

Sie grinst mich an. Ich kann nur annehmen, daß sie den Verstand verloren hat.

Als ich heran bin, zuck' ich die Achseln und will ihr mein Beileid aussprechen. Da sagt sie ganz freundlich:

„Dat hett mal kolpen! Dat hett mal fix holpen!"

Ich denke natürlich, sie redet von der tödtlichen Wirkung.

„Ja, wer konnte das ahnen!" rief ich mit einem schwachen Versuch, mich zu entschuldigen.

„Irst wull sei de Medezin nich nehmen," fuhr die Alte fort. „O, segg ick, min Döchting, ick heww ok mal so 'ne swarte Medezin kregen, un sei hett ok nich smeckt, äwer beter is't doch worden. Dat Scharpe möt wedder durch wat Scharpes rutbröcht warden —"

„Sie hat eine Pferdenatur," sag' ich in ehrlicher Bewunderung.

Die Mutter nickt geschmeichelt.

„Blot de Tähn sünd noch'n beten swarz, blot de Tähn."

Da nickt sie wieder ganz freundlich.

„Se hett sich bannig schuddert, äwer nu slöpt se, un nu is ehr all beter, all dat Scharpe is rutkamen."

„Was!? Es ist ihr gut bekommen!?" schreie ich förmlich.

Es war also ein fürchterliches Erbrechen erfolgt, und nun schlief sie.

Der Doktor kam und fragte das Mädchen, ob sie noch Beschwerden hätte.

„Neun!" antwortete sie, selbst auf dem Schmerzenslager noch darauf bedacht, ihr Streben nach feiner Bildung zu zeigen.

Die Mutter bat um Erlaubniß, die alte Medizin, die so gut geholfen habe, weiter gebrauchen zu dürfen; das wurde ihr aber doch abgeschlagen.

Also ich wollte nur beweisen: man kann sehr vieles, viel mehr, als man gewöhnlich glaubt.

Klara ist später nach Berlin gezogen, um sich zu verfeinern. Ob es ihr gelungen ist, das „weuß" ich nicht, denn die Mutter starb bald, und Wilma lehnte jeden brieflichen Verkehr ab. Ich nehme aber an, daß es ihr gut geht; denn sie konnte, wie diese Geschichte beweist, außerordentlich viel vertragen.

Der Käsetarameter.

Nach der neuesten Mode gekleidet, ein Monokel im Auge und die Welt sehr von oben herab betrachtend, betrat ein Herr einen Butterladen in der Rue de Vaugirard in Paris. Der Chef der Firma sprang sofort hinter den Ladentisch, um den vornehmen Kunden persönlich zu bedienen, aber der „Gentleman" winkte mürrisch ab und sagte: „Lassen Sie nur — ich mache das schon allein!" Dann fuhr er phlegmatisch fort: „Ich bin nämlich vom Polizei-Präfekten geschickt. Es handelt sich um die neuen Tarameter. Ihre Käsesorten wandern — — unmerklich zwar, aber sie wandern! Daher müssen Sie mit dem neuen Wegmesser versehen sein." Sprach's und nahm kleine rothe Fähnchen aus der Tasche, die er in größter Seelenruhe in die Camemberts, Roqueforts und Schweizer Käse pflanzte. Sprachlos hatte der Käsehändler diesem Beginnen zugeschaut; dann aber riß ihm der Geduldsfaden. Krebsroth vor Wuth schrie er den seltsamen Fremdling an: „Aber Sie verderben mir ja die ganze Waare, Herr!" — „Um solche Kleinigkeiten kann sich die Behörde nicht kümmern," erwiderte der Andere mit eisiger Kälte und setzte seine Arbeit ruhig fort. — „Zum letzten Male, Herr, frage ich Sie, ob Sie aufhören wollen," brüllte der Käsehändler, der inzwischen selbst käseweiß geworden war. Ein verächtlicher Blick und ein geringschätziges Achselzucken war die einzige Antwort des unheimlichen Gastes. Da verlor der Käsehändler den letzten Rest von Selbstbeherrschung: er nahm vom Ladentisch einen großen Weichkäse und klatschte ihn dem Vertreter des Polizei-Präfekten mitten in's Gesicht. Der blieb aber die Antwort nicht schuldig und bombardirte nun seinerseits den Käsehändler mit verschiedenen Sorten mehr oder minder wohlriechender Käse. Vor und in dem Laden hatte sich eine große Menschenmenge angesammelt, die johlend und jubelnd dem homerischen Kampfe zusah. Da — ein Schlag, ein Stoß, und beide Kämpen lagen in einer Eierkiste. Mit Eiweiß und Eigelb bemalt wanderten sie dann selbander zur Polizei. Hier klärte sich die Sache auf: der Taxametermann war ein im Revier bekannter harmloser Narr, und da seine Familie, die als sehr reich gilt, sich bereit erklärte, den angerichteten Schaden wieder gutzumachen, ließ man den Aermsten frei . . . .

Aus der Verlegenheit.

In Serenissimi Landen ist eine neue Bahn gebaut worden. Der Landesfürst begibt sich höchstselbst zur feierlichen Eröffnung derselben, um dem wichtigen Akt durch seine Anwesenheit eine höhere Weihe zu verleihen. Selbstverständlich hat sich der Bürgermeister des Städtchens eine schwungvolle Rede einstudirt, aber die Gegenwart seines allerhöchsten Landesherrn macht ihn derart kopfscheu, daß er keine Silbe hervorbringt und sich damit begnügt, den festlichen Zylinder nervös zwischen den Fingern zu drehen. Serenissimo entgeht die Verlegenheit des Stadtrepräsentanten natürlich nicht, und leutselig sucht er ihm zu Hilfe zu kommen, indem er sagt: „Na, mein lieber Bürgermeister, wollen wohl eine Rede halten?" Worauf erleichternd aufathmend das würdige Oberhaupt erwidert: „Ja, ja, ich kann's aber au' bleibe lasse'!"

Ein Prinzipienreiter.

Man erzählt uns: In einer kleinen Stadt in Holstein ist Kirchen-Visitation. Im Anschluß hieran werden die Herren Gemeindevorsteher, meistens Bauern, von dem Pfarrer zum Essen eingeladen und nehmen nach Tisch im Garten ihren Kaffee ein. Die Frau Pastorin hat für Jeden zwei Tassen vorgesehen und diese auch schon den Gemeindevorstehern kredenzt, in der Annahme, daß solch Kaffeegenuß nach Tisch mehr als reichlich sei. Da sie keine Miene macht, noch mehr einzuschenken, reicht ihr einer der Gäste seine Tasse mit der lakonischen Bemerkung: „Dree is min Satz".

Die Welt.

Nimm sie nicht zu schlimm,
Nimm sie nicht zu gut:
Und Du sparst an Grimm
Und gewinnst an Muth.

Milderungsgrund.

Richter: „Frau Schmidt, Sie sind angeklagt, Ihrem Dienstmädchen einen Topf mit Butter an den Kopf geworfen zu haben. Thut Ihnen dies nicht leid?"

„Nein, die Butter war schon ranzig."

In der Rechenstunde.

Lehrer: „Denk' mal, Karlchen, Du wärst ein Mann und hättest 3000 Dollars. Du möchtest Dir aber ein Haus, das 10,000 Dollars kstoet, kaufen; was brauchst Du da noch?"

Karlchen: „Eine reiche Frau."

Schnell aufgefaßt.

A.: „Wollen Sie das „einfältige Kameel" sofort zurücknehmen?"

B.: „Bedaure, es wär' dies das erste Mal, daß ich etwas zurücknehme!"

A.: „So? Auch gut, dann borgen Sie mir 20 Mark."

Im Gebirge.

Mann (oben auf einer Bergspitze): „Nun, Weibchen, hast Du je Schöneres gesehen, wie die Gegend, die da unten liegt?"

Frau: „Aber ich bitte Dich, Mann, dazu schleppst Du mich herauf, damit ich sehe, wie schön es dort unten ist?!"

Huberbauer: „Sönn's mir nit sage, Herr Unteroffiizer, wo der Herr Sergeant Meyer stecke thut?"

Unteroffizier: „Ja, den haben's entlasse, wegen dumme Streich."

Bauer: „Wissen's denn nit, was er jetzt ist?"

Unteroffizier: „Gar nix ist er — Civilist."